



PHILIP POUPIN



Miliz-Kommandeur Mir Alam (M.) mit Kämpfern, deutsche Soldaten auf Patrouille nahe Kunduz: „Die Idee ist, die Leute dazu zu bringen,

AFGHANISTAN

## „Jeder gegen jeden“

Weil weder die einheimischen Sicherheitskräfte noch die internationalen Isaf-Truppen die Bevölkerung schützen können, rüsten die Amerikaner lokale Milizen auf.

Er erträgt es nicht, wenn morgens die Sonne aufgeht, und auf ihn warten lediglich das Feld mit der schweren Erde und die Frauen im Haus, der Frieden also. Abdul Gafar ist Anfang vierzig und Miliz-Kommandeur, er wuchs mit der Kalaschnikow auf wie andere mit Legosteinen.

Die ruhigen Jahre hier in Kunduz waren nicht seine besten: acht Winter ohne Aufgabe, ohne Bedeutung. Dafür gab es reichlich Entwaffnungsprogramme, die von Staatsvertretern aus der fernen Hauptstadt und von internationalen Experten überwacht wurden. Jetzt lehnt die alte AK-47 im Wohnzimmer wieder an der Wand, ganz offen, und der Paschtune Gafar fühlt sich wieder stark.

60 Mann patrouillieren unter seinem Kommando durch die Dörfer um Kanami-Kalan, das hinter Weiden und Äckern liegt, 18 Kilometer nordöstlich von Kunduz-Stadt. Gafar reckt sich und grinst: „Ich schieße gut, selbst nachts treffe ich, ich habe Raketenwerfer und Mörsergranaten.“

Ende März vorigen Jahres waren die Taliban zum ersten Mal nach Kanami-Kalan gekommen. Die Männer mit den

schwarzen Turbanen brausten nachts auf Motorrädern durch den Ort, manchmal 20 Mann. Sie klopfen an die Türen, in den Händen hielten sie ihre Kalaschnikows, und die Bewohner mussten ihnen ein Abendessen bereiten.

Die meisten Bewohner von Kanami-Kalan sind wie die Taliban Paschtunen. Sie erinnern sich noch gut, wie hart und düster das Leben war unter dem strengen Regime der Frommen vor deren Vertreibung durch die Amerikaner im November 2001. Die meisten wollen nie wieder unter der Knute der Koranschüler leben.

Gezielt kontaktierten die Gotteskrieger alte Weggefährten, sie rekrutierten Spione, mindestens zwei in jedem Dorf, und warben junge Kämpfer an. Sie erhoben Uschr, eine religiöse Steuer: zehn Prozent auf alle landwirtschaftlichen Erträge. Irgendwann eröffneten die Taliban sogar Checkpoints auf den Straßen und kontrollierten die Fahrzeuge.

Milizen-Führer Abdul Gafar (l.)  
„Ich schieße gut“

Der afghanische Staat zeigte sich nicht, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten, er war einfach nicht da. Wenn es gefährlich wurde, zogen die wenigen Polizisten ab, die afghanische Armee war nicht verfügbar und die Bundeswehr in Kunduz mit sich selbst beschäftigt. Niemand schützte die Bevölkerung.

Dann ermordeten die Taliban den Bauern Abdullah i-Sabaz aus Khan Abad. Sie hängten ihn an einem Baum auf, er hatte vernehmbar gegen die Taliban protestiert. Sie erschossen Mohammed Ismail, einen Polizisten aus dem Nachbardorf. Auf seiner Leiche lag ein Zettel: „Wer die Regierung unterstützt, den töten wir.“

„Das war der Wendepunkt“, sagt Gafar. Es war auch der Tag, an dem er sein geheimes Waffendepot öffnete. Gafar hatte es jahrelang vor den Inspektoren der Vereinten Nationen und der internationalen Schutztruppe Isaf geheim gehalten, nun kaufte er gleich noch ein paar Schnellfeuergewehre hinzu. Die Ältesten aus 14 umliegenden Dörfern kamen zusam-



PHILIP POUPIN



MICHAEL KAPPELER / DDP

Verantwortung für ihre Sicherheit zu übernehmen“

men, sie repräsentierten fast 50 000 Einwohner. Sie wählten Kommandeure und gaben sich eine Befehlsstruktur, sie trainierten ihre Kämpfer, das war im Sommer. Ende November schlugen sie zu. Sie stellten die Taliban vor die Alternative, abzuziehen oder erschossen zu werden, und die Islamisten zogen ab.

Die Arbakis, zu Deutsch: Bürgerwehren, gehören zur Geschichte Afghanistans wie der Krieg, der schon seit über 30 Jahren herrscht. Seit 2002 versuchte die internationale Gemeinschaft, die Milizen am Hindukusch systematisch zu entwaffnen. Mit Hilfe von aufwendigen Programmen sollten die Männer in ein normales Leben zurückfinden, als Bauern, Markthändler oder Handwerker. In einem Bericht der Vereinten Nationen heißt es stolz: „Es wurden ausgezeichnete Fortschritte erzielt bei der Auflösung illegaler bewaffneter Gruppen.“

Die Entwaffnung Afghanistans ist das Ziel, ein gutes Ziel – die Realität sieht anders aus. Mehr als 2400 Zivilisten wurden

im vergangenen Jahr erschossen, erhängt, enthauptet oder in die Luft gesprengt, zwei Drittel sind von den Aufständischen ermordet worden.

Milizionäre sind grobe Kerle, sie machen ihre eigenen Gesetze, stehlen, trinken und nehmen sich Mädchen und kleine Jungs, sagen die Menschen in Kunduz. Trotzdem wollen sich viele Dörfer jetzt wieder durch eigene Milizen absichern. Die Männer mit den lässig geschulterten Kalaschnikows und auf den Rücken geschnallten Panzerfäusten sind plötzlich wieder willkommen, in Kunduz und auch im Südosten und im Süden des Landes, überall dort, wo heftig gekämpft wird.

Milizen füllen das Vakuum, das der schwache Staat entstehen lässt und das die gut 100 000 Soldaten zählenden westlichen Truppen nicht ausfüllen. Es ist eine prekäre Entwicklung, als Zwischenlösung könnte sie erträglich sein, falls sich in absehbarer Zeit wirklich ein starker afghanischer Staat aufbaut. Tut er das nicht, führen die Milizen auf schnellstem Weg zu bewaffneten Rivalitäten zwischen einzelnen Dörfern und zu einer blutigen Bandenkultur. Dann wären die Arbakis nur die Vorboten eines Bürgerkriegs. Schon jetzt befehlen sich im Kunduz-Distrikt Khan Abad jene Kampftruppen, die im November noch gemeinsam gegen die Taliban vorgerückt waren. „Bald heißt es: jeder gegen jeden“, prophezeit der Haushaltswarenhändler Abdul Mohammed aus dem Dorf Aqtash, der auf dem Basar Töpfe und Plastikkannen verkauft.

Die Amerikaner sehen in der neuen Dynamik jedoch auch Chancen. Über lokale Regierungsvertreter werden die Kampftruppen sogar mit Waffen und Munition aufgerüstet, dahinter steckt ein Konzept, das die US-Militärs „Community Defense Initiative“ nennen, ein Verteidigungsplan für die Nachbarschaft. Der amerikanische Isaf-Kommandeur General Stanley McChrystal sieht in diesen Dorfmilizen potentiell starke Verbündete im Kampf gegen die Taliban.

McChrystal hatte vor dem Einsatz in Kabul genau analysiert, was bei der Invasion des Irak schiefgelaufen war und welche Mittel schließlich doch noch einen fragilen Frieden erzwangen. Dazu gehörten die „Söhne des Irak“, sunnitische Bürgerwehren, die nach drei Jahren Krieg im August 2006 begannen, sich gegen die Terroristen der Qaida zu erheben und sie am Ende aus ihrer Hochburg, der Provinz Anbar, vertrieben. Diese Männer kannten jede Ecke ihrer Nachbarschaft, und zusammen mit der technischen Überlegenheit der Amerikaner brachten sie den gewünschten Erfolg.

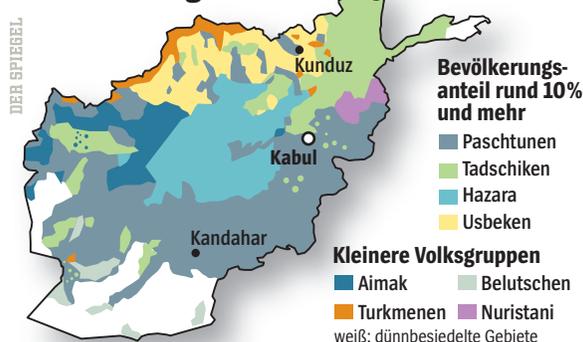
Die Arbakis in Afghanistan sollen künftig wie eine locker assoziierte Fußtruppe in die westliche Allianz eingebunden werden. Tausende Bewaffnete sollen ihre eigenen Dörfer verteidigen. „Die Idee ist, die Leute dazu zu bringen, Verantwortung für ihre Sicherheit zu übernehmen“, sagt ein amerikanischer Oberst aus McChrystals Stab in Kabul. Seine Spezialkräfte arbeiten inzwischen eng mit den Miliz-Kommandeuren zusammen, auch in Kunduz machen sie bereits gemeinsam Jagd auf die Taliban.

In Kunduz kniet der Geheimdienstchef der Region vor einer riesigen Landkarte, auf der auch noch der winzigste Bach und das kleinste Dorf verzeichnet sind. General Mohammed Daud Ibrahim ist 43 Jahre alt, ein kräftiger Mann mit borstigem Haar und flinken Augen, er fährt mit dem Finger über die Karte und zeigt, wo die aufständischen Taliban sitzen: im Zentrum in Gor Tapa und südlich davon in Aliabad und wo die „gesäuberten Gebiete“ sind: im Nordosten. Der afghanische Geheimdienst NDS ist im Norden so etwas wie das Koordinationsbüro für die Bürgerwehren geworden.

Wenn heute im unruhigen Umland Hunderte Bewaffnete auf der Lauer liegen und besondere Vorkommnisse nach Kunduz in die NDS-Zentrale melden, dann ist das nicht zuletzt General Dauds Werk: „Wo sie noch nicht selbst aktiv waren, habe ich die Bewohner Ende vergangenen Jahres überredet, Dorf für Dorf. Ich Sorge für die Munition, ich sage: Kämpft selbst gegen die Taliban, so habe ich Kunduz wieder sicherer gemacht.“

Doch es gibt immer noch eine deutliche Diskrepanz zwischen den Worten afghanischer Sicherheitschefs, die nach jeder

## Ethnien in Afghanistan



Operation behaupten, die Region sei von Terroristen befreit, und der Furcht der Bevölkerung. Die ahnt, dass sich die Taliban nur zurückgezogen haben und womöglich sogar gestärkt zurückkehren könnten, selbst nach der Gefangennahme des wichtigsten Taliban-Kommandeurs in Kunduz, Mullah Salam, vor einigen Tagen in Pakistan.

Schon einmal übernahmen Milizen den Norden des Landes. Auch damals versprachen sie Schutz für die Bevölkerung, und schon damals ging es eigentlich nur darum, wer in Kunduz Macht und Einfluss hat, wer Straßenzölle kassiert und Gebühren aus Drogentransporten. Das war Anfang der neunziger Jahre, nach dem Abzug der sowjetischen Truppen.

Die neuen Verbündeten der Isaf-Truppen sind dieselben Milizen-Führer wie damals – kleine Kommandeure wie Abdul Gafar aus Kanam-i-Kalan, der seine ersten Erfolge schon während der Sowjet-Invasion feierte und den Kampf mehr liebt als den Frieden. Und Männer wie der berüchtigte Warlord Mir Alam.

Mir Alam sitzt im Wohnzimmer seines Hauses und tätschelt seiner zweijährigen Tochter den Rücken. Der alte Kämpfer lächelt, er gehört zu den am meisten gefürchteten Männern von Kunduz. Früher operierte er als einer von Ahmed Schah Massuds Kommandeuren, des großen Strategen der Nordallianz, und er unterstützte den früheren Präsidenten Burhanuddin Rabbani. Dessen marodierende Truppen zogen übers Land, klawten, kidnapteten und vergewaltigten. Viele Einwohner von Kunduz erinnern sich an diese Zeit als ihre schlimmsten Jahre. Nun sollen sie in den gleichen Männern ihre neuen Beschützer sehen.

Nach dem Feldzug der Amerikaner und ihrer Alliierten war Mir Alam eine Zeitlang entmachtet, US-Soldaten durchsuchten sein Haus nach Drogen und Waffen, Bundeswehr-Kommandeure mieden jeden offiziellen Kontakt. Mir Alam gab 2000 Waffen ab, aber 3000 hielt er versteckt, erzählen Einwohner.

Vor ein paar Monaten reaktivierte der Geheimdienstchef Daud Ibrahimi den alten Kämpfer Mir Alam persönlich. Die beiden verbindet ein enges Vertrauensverhältnis, die Schwester des Generals ist mit Mir Alam verheiratet. Der neue alte Milizen-Chef war Dauds bester Mann, um Ende vorigen Jahres den Abwehrkampf der Bürgerwehren in der Region zu organisieren. Mir Alam hält inzwischen auch engen Kontakt zu den US-Streitkräften. Neuerdings wird er sogar als künftiger Polizeichef von Kunduz gehandelt.

Zum Abschied stellt sich Mir Alam im Hof mit alten Kampfgefährten auf, alle lächeln, wie früher. Die guten alten Zeiten, die für die Bewohner von Kunduz so schlecht waren, sind offenbar wiederkehrt.

SUSANNE KOELBL



Reformer Belych, Rivalen Medwedew, Putin\*: Der überraschende Karrieresprung des einstigen

RUSSLAND

## Der Dissident des Präsidenten

Kreml-Chef Medwedew hat einen Oppositionspolitiker zum Gouverneur des Gebiets Kirow gemacht. Die Ernennung ist ein Test dafür, ob er sich gegen Premier Putin durchsetzen kann.

**N**ikita Belych hat ein schwieriges Verhältnis zu Uniformen. Der Gouverneur des Gebiets Kirow muss am „Tag des Vaterlandsverteidigers“ in der Philharmonie der Provinzhauptstadt, 800 Kilometer nordöstlich von Moskau, Kriegsveteranen ehren. Ein Gebiet entspricht in Deutschland etwa einem Bundesland, und Belych ist hier der Statthalter des Kreml.

Der Termin liegt ihm nicht. Steif liest der sonst redegewandte Gouverneur sein Grußwort vom Blatt ab. Auf der Bühne, hinter dem Rednerpult, haben sich acht Soldaten aufgebaut. Ihre Gala-Uniformen blitzen im Scheinwerferlicht.

Auch auf der anderen Seite ist Unbehagen. Den Militärs gilt Belych als liberaler Weichling, der Beifall fällt spärlich aus. Es ist ein Auftritt im Feindesland, denn Belych stand, vor noch gar nicht langer Zeit, in erbitterter Opposition zur Staatsmacht.

Es ist kaum zwei Jahre her, dass ihn Polizisten in grauer Kampfmontur auf einer Demonstration festnahmen. Damals führte er noch mit Garri Kasparow, dem ehemaligen Schachweltmeister und unversöhnlichen Kritiker von Premierminister Wladimir Putin, die Opposition an. Vor einem Jahr jedoch machte ihn Präsi-

dent Dmitrij Medwedew zum Gouverneur des Gebiets Kirow. Belych war gerade 33.

Die Ernennung des einstigen Oppositionellen, des Dissidenten von gestern, war ein Signal des Präsidenten. Er will die Opposition, die sein Ziehvater Wladimir Putin mit allen Mitteln kleinhalten möchte, einbinden und für seinen Modernisierungskurs nutzen. Belychs überraschender Karrieresprung provozierte die alte Kreml-Garde ebenso wie die lokale Elite. Die hatte es sich in Kirow gemütlich eingerichtet, einer Art Mini-Sowjetunion, in der die Straßen immer noch nach Marx und Lenin heißen.

Belych brauchte Verbündete. Also brachte er Mascha Gaidar mit. Die 27-Jährige ist die Tochter des Vordenkers der russischen Marktwirtschaft. Ihr Vater Jegor Gaidar führte unter Präsident Boris Jelzin das erste Reformkabinett.

Bekannt geworden war Mascha Gaidar durch einen kühnen Protestakt. In Sichtweite des Kreml hatte sie sich von einer Brücke abgeseilt. „Gebt uns die Wahlen zurück, Ihr Scheusale“, stand auf ihrem Banner. Sie protestierte damals gegen Putin, weil der die Gouverneurswahlen durch das Volk gestrichen hatte.

Nun muss die schöne Mascha das Regieren lernen. Sie verantwortet Belychs Gesundheits- und Sozialpolitik. Der monatliche Durchschnittslohn in Kirow be-

\* Im Kaukasus.